

Die Liebe im Lichte des Selbst

Zuerst werden wir (in manchen Kreisen zumindest) erzogen, an andere zu denken und nicht nur unsere eigenen Belange zu berücksichtigen. Die Selbstsucht, die Selbstgefälligkeit, die Verliebtheit in sich selber seien alle verwerflich. Und dann soll man sich lieben, mit einer guten Selbstliebe, wohlgemerkt. Also ist diese Liebe gut, wenn sie nicht gerade schlecht ist! Und das Selbst ebenso.

Die eigentliche Liebe ist immer gut, heißt es. Und wenn mal nicht, dann war sie eigentlich doch keine Liebe. Hilfreicher ist es aber, von unglücklichen oder verfehlten, misslungenen oder falschen Bindungen zu sprechen. Mein Rat: Immer Vorsicht vor den großen Tieren, vor Liebe, vor Gut und Böse, vor Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Besser ist es, den präzisen Begriff zu benutzen, wenn es nur geht: Das ist anstrengender und produktiver als die abstrakten Verallgemeinerungen.

Erstens ist das, was Liebe eigentlich bedeutet, keine gelaufene Sache. Das Selbst ist aber noch unhandlicher. Man behauptet sogar, daß es sich eher von dem definieren läßt, was Nicht-Selbst ist.

Dem gegenüber – oder dem hinzu – setze ich andere Bilder. Das Selbst pulsiert. Besser noch: es hat Ebbe und Flut. Die wahrgenommene Welt teilt sich im Laufe der Zeit unterschiedlich auf zwischen Selbst und Nicht-Selbst, die Horizonte des Selbst sind mal enger daran, mal weiter entfernt.

Die alten Klamotten, in denen ich mich wohl fühle, sind wie eine zweite Haut, die Menschen, die mir am meisten am Herzen liegen, sind immer in meinen Gedanken, ihre Gesten und Worte stecken in mir wie ein Teil von mir selbst. Nach dem Unfall und dem Scheiden der Freunde werde ich aber nur noch dieser nackte Körper, diese Unbeweglichkeit, dieser Schmerz. Das Selbst atmet aus und ein.

Nur im Lichte des Selbst können wir sehen, aber in die Licht spendende Sonne selbst können wir – dürfen wir – nicht hineinschauen.